

des Christen und die offene Nachfolge betont. Das Selbstverleugnung fordernde Dienstverständnis verlor an Boden, die geistliche Gemeinschaft, auch die alternative Lebensgemeinschaft traten in den Vordergrund. Diese Entwicklung lässt sich an den Lebensgeschichten der jüngeren Schwesterngenerationen ablesen. Ilse Seifert blieb trotz wenig fruchtbarer Reformbemühungen in der Schwesternschaft, weil sie ihren Beruf liebte und sich den alten Schwestern verpflichtet fühlte. Einen Schritt weiter geht Gudrun Zimmermann, wenn sie ernüchert feststellt: „Wenn ich heute 17 wäre, würde ich wieder Krankenschwester werden, aber unter den heutigen Bedingungen wäre mir nicht klar, warum ich in die Schwesternschaft eintreten sollte“ (S. 142). Mit dieser jüngeren Phase, auf die in dem Buch nicht mehr explizit eingegangen wird, sollten sich weitere Forschungen befassen.

Birgit Funke arbeitet in ihrem Aufsatz „Wahlfamilien – Rekonstruktion der Erinnerung an die Arbeit in Kinderheimen und Kindergeräten“ für den sozialpädagogischen Bereich heraus, wie die persönliche Bindung zu den Kindern (die nicht selten über die Betreuungsphase hinausreichte) als Ersatz für Ehe und Familie das Selbstbild der Schwestern prägte. Margot Sieger macht in „Kaiserswerther Kranken-Schwestern und die Veränderung der Pflege im 20. Jahrhundert“ die umfassenden Anforderungen im Pflegeberuf, die enge Zusammenarbeit mit Ärzten und Pfarrern und die auf „weibliche Tugenden“ ausgerichtete Haltung dafür verantwortlich, dass die Schwestern Persönlichkeitsstärke entwickeln mussten. Da sie fast immer unvorbereitet mit neuen Aufgaben konfrontiert wurden, waren sie zu situativem Lernen gezwungen. Die dabei erworbenen Fähigkeiten konnten freilich aufgrund der Abgrenzung des Mutterhaussystems nach außen nicht in die Profession Pflege hinein vermittelt werden.

Kaum politisch motiviert war nach Uwe Kaminsky („Frontverkürzung“ – Krankenpflege in der Zeit des Nationalsozialismus“) die Haltung der Diakonissen gegenüber dem „Dritten Reich“. Einerseits stellten sie sich gegen den Druck der NS-Schwesternschaft, andererseits nahmen sie Maßnahmen der Nazis wie Zwangssterilisation und Zwangsarbeit als vom Staat vorgegeben hin. Im Unterschied zum Krieg, der Bewährung forderte, nimmt der Nationalsozialismus in der Selbstdeutung der Schwestern keine herausragende Stellung ein. Ihre Distanz zu ihm beruht weniger auf einem grundsätzlichen Wertegegensatz als auf einem Autoritätskonflikt. Cordula Lissner zeigt in „Arbeitsmigration ohne

Migrationserfahrungen? Kaiserswerther Schwestern im Auslandseinsatz“, dass es sich bei den temporären Einsätzen der Schwestern im Ausland nicht um Arbeitsmigration, sondern um „Transmigration“ handelte, weil sie ausschließlich Deutschen galten. Die Nutzung der erworbenen interkulturellen Kompetenzen, die mit einer Statusaufwertung einhergingen, wurde nach der Rückkehr in die Heimat vom Mutterhaus verhindert. Norbert Friedrich geht in „Man wusste immer erst was, wenn man gerufen wurde“ – Die Institution als Schicksal“ auf den permanenten Arbeitsplatzwechsel ein, dem die Diakonissen unterlagen. Die Entscheidung der Institution Mutterhaus konnte von der einzelnen Schwester kaum beeinflusst werden. Die als starres System wahrgenommene Anstalt stand ihr nah und zugleich fern; ihre persönliche Verortung fand sie in der Schwesterngemeinschaft.

Tatsächlich baut dieses Buch Vorurteile ab. Es zeigt die hierarchische Struktur des Mutterhauses auf, ebenso wie dessen andere Seite, die Erfahrung von bereichernder Gemeinschaft in Arbeit, Leben und Glauben. In diesem Spannungsfeld eigener Prägung, im „Kosmos Diakonissenmutterhaus“, konnten sich so durchaus profilierte Persönlichkeiten herausbilden. Dieses lesenswerte Buch arbeitet nicht nur die Alltagsgeschichte eines bisher wenig beachteten Bereichs der Diakonie auf, es stiftet auch das „Gedächtnis einer Frauengemeinschaft“, die, zumindest in der Form der Diakonisse, nach über anderthalb Jahrhunderten des Dienstes am Nächsten ihrem Ende entgegenzugehen scheint.

Stuttgart

Rudolf Mahler

Honold, Matthias: *Der unbekannteste Riese. Geschichte der Diakonie in Bayern*, (Hefte zur Bayerischen Kultur 31), Augsburg 2005, ISBN 3-927233-95-1.

Das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg hat für die Jahre 2004-2006 eine Wanderausstellung über die Diakonie in Bayern konzipiert, zu der dieser Begleitband erstellt wurde. Schön gestaltet ist zunächst einmal die Titelphotographie: Eine Kinderschwester und ihre Zöglinge blicken gespannt Richtung Himmel, als würde sich tatsächlich ein Riese über sie beugen. Letztlich wurde der Titel gewählt, um darauf hinzuweisen, dass die Diakonie eine Arbeitgeberin für über 40.000 Angestellte in über 4.000 Einrichtungen ist – allein in Bayern. Das sind in der Tat beeindruckende Zahlen.

Die Ausstellung und der Begleitband wollen das breite Spektrum der berufli-

chen Tätigkeiten in der Diakonie und auch der Wandlungen der Arbeitsfelder dokumentieren, ja, nicht weniger als „die Geschichte und Gegenwart der Diakonie“ vorstellen. Dass das auf 64 Seiten kaum zu leisten ist, ist sicher. So behandelt das erste Kapitel ‚Die Anfänge der Inneren Mission in Deutschland‘ auch nur in groben Zügen – anhand von Wicherns Brüderanstalt und Fliedners Mutterhaus – zwei der herausragenden Institutionen. In Bayern entstehen erste Rettungshäuser in Erlangen und Nürnberg in den 1820er Jahren. Die Initialzündung für die Expansion der Inneren Mission gibt eine Reise Wicherns 1849 durch Bayern. Mit Wilhelm Löhe trat dann ein durch die Erweckungsbewegung geprägter, lutherischer Pfarrer auf den Plan, der eine eigene Vorstellung von der Diakonie in Bayern verwirklichen wollte. Diese sollte durch das lutherische Bekenntnis geprägt sein und keinen Vereinscharakter haben, sondern eine Gesellschaft sein, „die der lutherischen Kirche dienen und die innere Mission voranbringen“ (19) sollte. Für die weitere Entwicklung bedeutsam wurde dann die durch Löhe initiierte Mutterhausgründung der weiblichen Diakonien in Neuendettelsau sowie die Gründung eines Lutherischen Vereins für die weibliche Diakonie in Bayern. Löhe legte besonderen Wert auf die geistliche Zurüstung der Diakonisse – ob dies singular war, wie Matthias Honold meint (vgl. 24), möchte ich bezweifeln – auch Theodor Fliedner bemühte sich in hohem Maße seine Diakonissen durch Betstunden und ein eigenes Diakonissensliederbuch geistlich zu bilden. Für eine bessere Vernetzung der diakonischen Initiativen in Bayern sorgte die 1866 gegründete ‚Konferenz für Innere Mission‘, aus der dann 1887 der ‚Landesverein der Inneren Mission in Bayern‘ wurde. Eine männliche Diakonie entstand in Bayern erst in den 1890er Jahren. Zum Ende des 19. Jahrhunderts hat sich die Diakonie in Bayern dann in zahlreiche Arbeitsfelder aufgliedert: „Erziehung und Unterricht, Jugendarbeit, Rettung der Bedrohten und Gefallenen, Anstalten für Kranke, Alte und Schwache“ (32). Konkret bedeutet das, dass es Kinderkrippen für Kinder berufstätiger Mütter gab, ‚Magdalenenasyle‘, um Prostituierte wieder in das bürgerliche Leben einzugliedern, Übernachtungsheime für Wanderarbeiter und Wohnungslose und eine expandierende Behindertenarbeit.

Obwohl die Weimarer Demokratie das Wohlfahrtswesen förderte und so die diakonische Arbeit ausgebaut und verbessert werden konnte, führte dies gleichwohl nicht zu einer Anerkennung des demo-

kratischen Staates an sich. Die Zeit des NS-Regimes zeigt die fatale Neigung der Lutheraner zum Obrigkeitseingehorsam, die Anerkennung des Regimes und Hitlers Machtergreifung wurde begrüßt, Hitlers ‚Aktion Gnadentod‘ wurde akzeptiert: Die Meldebögen – die ja beispielsweise in Bethel und auch in den Lobetal-Anstalten z.T. boykottiert wurden – wurden hier anscheinend flächendeckend ausgefüllt und zurückgeschickt. Die Zeit nach 1945, die ja vom ‚Sterben der Mutterhausdiakonie‘ begleitet wird, konzentriert sich im Wesentlichen auf eine Darstellung der Weiterentwicklung der Arbeitsfelder u. a. in die Ehe- und Familienberatung, die Einführung des freiwilligen Diakonischen Jahres und das Engagement der Bayerischen Diakonie in Osteuropa. Ein Literaturverzeichnis und eine ‚Diakonische Porträtgalerie‘ von Mitarbeitenden der Diakonie heute runden den Band ab.

Der Katalog bietet einen Überblick über die Geschichte der Diakonie in Bayern, der durch die vielen Illustrationen anschaulich und kurzweilig ist. Gelegentlich hätte ich mir etwas stärkere Beachtung der spezifischen diakonischen Frömmigkeit gewünscht, beispielsweise einen für die Diakonissenausbildung zentralen geistlichen Text (nicht unbedingt Löhes Einsegnungspruch), eine Reflexion über die Kleiderordnung oder ein Beispiel aus einem Heftchen der Schriftenmission (vgl. die Abbildung des Buchwagens der Schriftenmission auf S. 38). Überhaupt vermisst man Quellentexte als Begleitinformation.

Als Einblick in die Geschichte der Diakonie Bayerns, der die gesellschaftliche Bedeutung dieser Arbeit wieder ins Bewusstsein ruft, wünscht man dem Katalog einen großen Kreis von Lesern und Leserinnen.

Siegen

Ute Gause

*Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur.* Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952, hrg. v. Ulrich von Hehl (BLUWiG, Reihe A, Bd. 3), Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt) 2005, 585 S., geb. ISBN 3-374-02282-0.

Im Blick auf das 600jährige Jubiläum der 1409 gegründeten Leipziger Universität läuft inzwischen ein Publikationsprogramm an: zur Entlastung der vorgesehenen Universitätsgeschichte soll eine wissenschaftliche Reihe Forschungserträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte fächerübergreifend zusammenfassen und sie einer interessierten